

P2L 077C1

STERN 11.11.1977 - 16

JURNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Quelle: STE 6.4.77

So erlebten Sternreporter den Alltag im KZ Libertad in Uruguay. Kurzgeschoren und nur noch als Nummer registriert, holen sich die Gefangenen ihr Abendessen. Die 1342 Häftlinge werden systematisch zerbrochen, bis sie nur noch willenlose Wesen sind. Die Sternreporter waren die ersten Ausländer, die hinter den Stacheldraht konnten. Fotografieren war streng verboten

# Im KZ,

206511

# das ›Freiheit‹ heißt

Wie im größten Konzentrationslager  
Südamerikas Menschen kaputtgemacht werden

## Folter '77

Eine Serie von  
Peter Koch, Perry Kretz  
und Reimar Oltmanns

**D**er Ausdruck Dorf wäre geschmeichelt. Libertad, vierzig Kilometer von Uruguays Hauptstadt Montevideo entfernt, ist eine An-

sammlung ärmlicher Krämerläden, schmiereriger Tankstellen, verrotteter Reifenhandlungen und etlicher Kneipen. Die Straße 1, die von Montevideo in die Hafenstadt Colonia del Sacramento führt, zerschneidet den Flecken. Seine Trostlosigkeit teilt Libertad mit Tausenden ähnlicher Ansiedlungen auf dem südamerikanischen Kontinent.

Dennoch, Libertad — zu deutsch Freiheit — ist einmalig. Diese Exklusivität verdankt es einem

auf Stelzen stehenden, fünf Stockwerke hohen, langgestreckten Bau aus rotem Backstein. Er überragt das Kaff wie eine mittelalterliche Trutzburg.

Der Koloß, in der Mitte unterteilt von einem Treppentrakt, ist das Hauptgebäude des größten Konzentrationslagers in Südamerika. In seinen 500 Zellen und in sieben davor gelagerten Barak-

ken sind zur Zeit 1342 politische Gefangene zusammengepfercht. Sie sitzen hier seit 1974. Die Militärs, die neuen



206512

Blatt Datum

Ersch.-Nr. Zieladresse

STERN 15/7 - 16

JR. RUNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Quelle:

2

Herren im Land, hatten damals das einstige Resozialisierungszentrum für Kriminelle zu einem riesigen KZ für ihre gefangenen politischen Widersacher ausgebaut.

Im günstigsten Fall wissen die Gefangenen nicht genau, wie lange sie noch sitzen werden. Sie wurden eingesperrt wegen Subversion — was immer das heißen mochte, oft nur ein zuviel gesprochenes Wort.

Ihre vom Militärgericht diktierten Strafen sind dehnbar wie Kaugummi: sechs bis 18 Jahre. Im ungünstigsten Fall wissen die Gefangenen exakt Bescheid: 30 Jahre Einzelhaft, daran anschließend weitere fünfzehn Jahre Sicherungsverwahrung. Diese Höchststrafe bekamen die militanten Vertreter der einstigen Tupamaro-Rebellen. Sie sind eingesperrt wegen Entführung, Bankraub, Mord. Doch die Gewalttäter sind die Ausnahme — die große Mehrheit der Gefangenen hat nicht mehr verbrochen, als eine andere Meinung zu haben.

Das Durchschnittsalter der Häftlinge liegt heute bei dreißig Jahren. Die Namensliste ist weitgehend identisch mit dem Immatrikulationsverzeichnis der Universität von Montevideo zu Beginn der siebziger Jahre.

Auch das Lager heißt Libertad. Schon die Nazis liebten den Zynismus. „Arbeit macht frei“, schrieben sie über den Eingang von Auschwitz. Es ist nicht das einzige, was uns an diesem Nachmittag an Auschwitz erinnern wird.

Unser Wagen, ein klappriger Opel, den uns das uruguayische Außenministerium samt Fahrer und Dolmetscherin stellte, hat den Ortsausgang von Libertad erreicht und biegt langsam links in eine schmale Nebenstraße ein. Nach ein paar hundert Metern ein Feldweg, der Fahrer

geht noch weiter mit dem Tempo runter, die ersten beiden Wachtposten mit geschulterter Maschinenpistole. Kurzer Blick, dann geben sie uns

freie Fahrt — wir sind offiziell angemeldet.

Schnurgerade geht's weiter. Wachtürme bauen ihre Silhouette auf. Stacheldrahtverhaue und Gitterzäune zerschneiden die Dorfandidylle aus Wiesen mit grasenden Kühen. Baracken buckeln sich. Wir erreichen den Haupteingang des Lagers. Kein Haupteingang eigentlich, eher eine Eingangsanlage: eine mehrfach gestaffelte Schleuse, wie sie an besonders gesicherten Grenzübergängen zu finden ist. Der Architekt könnte beim DDR-Militär gelernt haben.

Vor der Menschenschleuse empfängt uns der Sicherheitschef des Lagers — gedrungene Gestalt in Khaki-Uniform, eine Tellermütze mit Offizierskordel auf pomadiertem Haar, abweisende Augen unter buschigen Brauen und so sehr auf Sicherheit bedacht, daß er sogar seinen Namen geheimhält. Als ersten Journalisten hat uns die Regierung erlaubt, das Camp Libertad zu besuchen. Die Machthaber in Uruguay wollen offenkundig den immer lauter werdenden Anklagen entgegentreten, ihr Land habe sich zum Folterhaus Südamerikas entwickelt.

Schon schlägt Uruguays schlechter Ruf direkt auf die Kasse durch: Die Amerikaner strichen die bisher gewährte Militärhilfe von drei Millionen Dollar. Das Land, an Fläche um ein Drittel kleiner als die Bundesrepublik, ist dünn besiedelt, es hat höchstens noch zwei Millionen Einwohner, weniger als Westberlin. Der gesamte Staatshaushalt liegt bei 400 Millionen, die Auslandsverschuldung beträgt aber schon jetzt 1,2 Milliarden Dollar.

Da muß Vorsorge getroffen werden, daß das Beispiel der amerikanischen Regierung im eigenen Land nicht Schule macht und künftig auch noch Anleihen und Kredite aus den USA ausbleiben.

Staatspräsident Aparicio Mendez und Innenminister General Hugo Linares Brum haben uns — nach einem Gespräch im Präsidentenpalast — dazu ausersehen, „Augenzeugen der tatsächlichen Verhältnisse“ zu werden: uns vom

physischen Wohlergehen der politischen Gefangenen zu überzeugen und die Unterlagen über deren medizinische Versorgung einzusehen.

Der Lagerleitung ist unser Besuch nicht geheuer, da ändert auch die Erlaubnis aus Montevideo nichts. Einzeln werden wir zur Durchsuchung in einen Nebenraum gebeten. Ein Soldat tastet uns sorgfältig ab. Unseren beiden Begleitern traut man noch weniger. Der Fahrer muß seine Hosen ausziehen. Graciella, der Dolmetscherin, werden Kosmetika, Schuhabsätze, Bonbontüte und Ohrringe auf Sprengstoff untersucht. Die Frau, immerhin Nichte des gegenwärtig amtierenden Vizepräsidenten und auf der Herfahrt unermüdliche Propagandistin des jetzigen Regimes, ist voller Einsicht: „Wir sind Uruguayer und deshalb besonders verdächtig.“ Wie in allen Diktaturen ist der gefährlichste Feind das eigene Volk.

Lagerkommandant Jorge Olsina, ein Mittfünfziger, erwartet uns zum „Einweisungsvortrag“ in seinem Büro. An der Wand hängt ein Bild des uruguayischen Nationalhelden Artigas, der 1814 die Uruguayer von der spanischen Herrschaft be-

freite. Auf dem Schreibtisch steht ein aus Karabinerpatronen gefertigter Pfeifenhalter. Gleich zu Beginn stellt der Oberst klar: „Hier gibt es keine Gefangenen.“ Es handelt sich vielmehr um „Insassen“.

STERN 6. Sept. 1977 - 16

Quelle:

JRNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Insa in Libertad wird man nicht ohne weiteres. Der Oberst erzählt uns, daß eine gründliche Untersuchung durch zwei Militärärzte am Beginn der Aufnahme-prozedur stehe, ein gründliches Bad an ihrem Ende. „Für die medizinische Versorgung wird kein Aufwand gescheut.“ Ein inhaftierter Arzt, ein Militärarzt, ein Psychiater und ein Psychologe seien zur ständigen Betreuung eingesetzt. Sie haben viel zu tun.

Olsina greift ein Aktenbündel, das auf seinem Schreibtisch liegt, und liest vor: „17. Januar 1977. 300 Fälle von Depressionen, 258 Fälle von Angstzuständen und Psychosen. In zwei Fällen drehten die Leute völlig durch.“

Während er aus einem Lederbeutel Tabakkrümel fingert und auf Zigarettenpapier verteilt, gibt er uns noch weiteren Einblick in den Zustand des Camps. Die meist verwendete Medizin im Lager seien Tranquilizer, sagt Olsina, und er ist auf diesen

Tatbestand so stolz wie ein statusbewußter Whiskytrinker, der Chivas Regal als Hausmarke angibt: „Nehmen wir einen x-beliebigen Tag, zum Beispiel den 24. Februar. Da gaben wir 482 Valium aus. Am 28. Februar waren es sogar noch mehr, genau 500 Stück.“ Der Oberst hat seine Zigarette fertig gedreht und inhaliert genießerisch den ersten Zug. Die Perversion seiner Fürsorge ist ihm nicht bewußt.

Der Einführungsvortrag ist beendet, wir dürfen ins Camp. Doch der Sicherheitschef sorgt sich um das Geheimnis seiner ausbruchssicheren Festung. Er will kein einziges Foto erlauben. Nach kurzer Beratung gestattet der Lagerkommandant immerhin ein Bild. Es soll belegen, daß uns wirklich die Erlaubnis gegeben wurde, das Lager von innen zu besichtigen.

Vom Bürokomplex der Lagerverwaltung sind es 300



Der kleinste Staat Südamerikas hält einen Weltrekord. Uruguay ist das Land mit den meisten politischen Gefangenen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl. Der Zwei-Millionen-Staat hat rund 7000 Oppositionelle eingesperrt.

Sie sitzen in 21 Gefängnissen, KZs und Militärlagern rund um die Hauptstadt Montevideo. Im Hafen der Hauptstadt liegt das Gefangenenschiff »Tacomá«, einstmals Versorgungsdampfer des deutschen Panzerschiffs »Graf Spee«

## „Wer uns anklagt, dient der Subversion und dem Terrorismus“

Uruguays Präsident Mendez zum STERN

Meter bis zum Hauptgebäude. Die Wachtürme schieben sich in den Vordergrund. Wir können Einzelheiten erkennen: Vier Mann stehen auf der Plattform, mit Feldstechern beobachten sie Gelände und Gefängnisfront, auf jedem Turm zwei Maschinengewehre.

Wir erreichen das Hauptgebäude. Gitter werden ferngesteuert entriegelt und springen wieder ins Schloß, kaum daß wir sie passiert haben. Schlüssel klappern. Beklemmung kriecht wie Nebel hoch. Die Besichtigungstour läuft wie die Szenenfolge in einem Gruselkabinett ab.

Szene eins: Der Kommandant ist höflich, wir als seine

Gäste haben Vortritt an der Gittertür. Sie gibt einen Gang frei, etwa zwei Meter breit, der wie die Kapitänsbrücke eines Schiffes hinausragt in eine tieferliegende Halle, die Lagerküche. Auch dieser Gang ist durch Maschendraht abgegrenzt. Zum erstenmal sehen wir die Lagerinsassen. Ihr Haar ist kurz geschoren. Ihre Gesichter sind wächsern. Sie tragen graue Arbeitsanzüge, manche auch Turnhosen mit T-Shirt. Alle haben sie auf Brusthöhe rechts eine Nummer, darunter einen Farbklecks und einen Buchstaben: A oder B. Auf dem Rücken wieder eine Nummer.

Die Männer, richtiger: die Nummern stehen stramm. Manche, die ein Käppi tragen, reißen es sich vom Kopf. Mit dem Eintritt in das Lager haben sie die Identität ihres Namens verloren. Ihre Persönlichkeit verloren sie in den Monaten danach. Es herrscht absolutes Sprechverbot.

In dem Gang, von dem wir auf die Küche sehen, stehen vier Bänke. Jede Bank teilen sich zwei Wachsoldaten, den Lauf ihrer Karabiner durch den Maschendraht auf die Männer gerichtet, Finger am

206513



STERN 6. April 1977 - 16

Quelle:

Uruguays Präsident  
Mendez zum STERN:

4

## „Die deutschen Notstandsgesetze sind die besten“

206514

so etwas wie „Schiffversenken“. Bei unserem Eintritt springen sie auf den Boden runter und stehen stramm.

Wir fragen sie nach Alter und Beruf. Der eine studierte Elektronik, der andere Mathematik. Sie sitzen seit drei Jahren, wie lange sie noch vor sich haben, wissen sie nicht. Subversion lautete die Anklage. Sie sind beide 28 Jahre alt, nicht verheiratet. Die Formeln auf der Tafel seien auch ein Spiel, sie hätten es sich selbst ausgedacht.

Der Kommandant macht uns darauf aufmerksam, wie gut die beiden genährt seien. Es stimmt. Schon im Büro hat uns der Kommandant den nach genauen Ernährungswerten aufgestellten Speiseplan einsehen lassen. Für den 9. März las er sich so: „Reisuppe, 70 Gramm Knochen; Rostbraten, 220 Gramm; Reisbällchen, 45 Gramm.“

Die Augen der beiden ehemaligen Studenten sind glanzlos, gebrochen. Unsere Fragen beantworten sie wie mechanisch. Es sind wohlgenährte Hülsen, Endprodukte des KZ-Alltags. Wecken ist morgens um sechs Uhr, die Gefangenen bekommen Kaffee. Bis zum späten Nachmittag dürfen sie sich weder hinlegen noch am Fenster stehen. Sie dürfen nur in der Zelle auf und ab gehen oder auf einer Bank sitzen. Zwischen den Gefangenen verschiedener Zellen gibt es keinerlei Kontakt. Keiner weiß den Namen des anderen, er hört nur seine Nummer. Auf den Korridoren, etwa beim Gang zur Gemeinschaftsdusche, dürfen sie nicht miteinander sprechen.

BRUNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Abzug. Neben sich Thermosflasche, Zigarettenschachtel und die kürbisartige Mate-teeflasche mit dem Saugrohr.

Ein Offizier gibt ein kurzes Kommando, die Gefangenen nehmen die Arbeit wieder auf. Nummer 1794 schiebt Brot in den Ofen. Nummer 517 und Nummer 491 schälen Karotten und werfen sie in einen steinernen Spültrog. Nummer 306 rückt seine dunkelrandige Brille zurecht. Nummer 130 kehrt mit einem langstieligen Besen den Boden. Nummer 898 formt Teig.

Szene zwei: Im Fahrstuhl fahren wir in den fünften, den obersten Stock. Der Kommandant erklärt die Farbleckse und Buchstaben. Sie markieren die Unterbringung der Häftlinge. Schwarz ist erster Stock, Rot zweiter, Blau, Grün, Gelb die folgenden. A ist dann die linke Flügelseite, B die rechte. Von oben blicken wir wie in einen riesigen Schacht. In der Mitte jedes Stockwerks stehen Wärterhäuser, Panzerglas gibt freien Rundumblick. Aus

dem Wärterhaus werden — teils mit Hebeln, teils mit Rädern — die Gitter geöffnet und geschlossen, die das Treppenhaus sichern. Galerieartige Gänge führen zu den Zellen. Je fünfzig auf jeder Flurhälfte. Auf den Galerien stehen Wachsoldaten.

Von Galerie zu Galerie ist Maschendraht aufgespannt, einem riesigen Trampolin gleich. Ein Offizier erklärt: „Damit es keine Selbstmorde gibt.“ Es hat sie doch gegeben — ein Gefangener erhängte sich mit einem Strick aus seinem Bettlaken, andere sammelten 30 bis 40 Pillen, mit denen sie dann Selbstmord begingen. Manche schnitten sich mit Rasierklingen die Pulsadern auf, einer verbrannte sich mit seiner Matratze.

Szene drei: Wir dürfen mit Gefangenen sprechen. Um den Verdacht auszuschalten, uns würden vorher instruierte Leute präsentiert, sollen wir

eine Zelle wählen. Wir gehen auf die Galerie hinaus, vorbei an zwei offenstehenden Zel-

len. Die eine ist leer. Das sei das Behandlungszimmer der Psychologen. Ein Stuhl, ein Tisch, ein Schemel und ein Sinnspruch an der Wand: „te arrancaré los ojos y me los pondrés / me arrancaré los ojos y te los pondrés / así yo te miraré con tus ojos y tu me mirarás con los míos.“ („Ich werde Dir die Augen ausreißen und sie mir einsetzen / Ich werde mir die Augen ausreißen und sie Dir einsetzen / So werde ich Dich mit Deinen Augen sehen, und Du wirst mich mit meinen Augen sehen.“)

Die andere offene Zelle ist das Musikzentrum. Eine kleine Verstärkeranlage, ein Tisch mit Neonlampe. Nummer 135 legt eine Platte auf. Die Sechste von Beethoven, Pastorale. Im Flur scheppern vier Lautsprecher los. Ihre erbärmliche Qualität, dazu die Bahnhofshallen-Akustik der Gefängnisflure verzerren Wilhelm Furtwängler und die Wiener Philharmoniker zu Schießbudenlärm. Jeden Morgen und jeden Abend ist eine

halbe Stunde Musik, auch zensierte Nachrichten werden verlesen. Nummer 135, eingesperrt auf unbekannte Zeit wegen Konspiration (Graciella sagt uns später, daß er einmal in Montevideo ein bekannter Discjockey war), hat ein bunt gemischtes Sortiment: West Side Story, Tschai-kowsky, Beatles („All You Need Is Love“). Am liebsten spiele er die Sechste, sagt er.

Vor einer der Zellentüren bleiben wir stehen. Uns wird aufgeschlossen. Es ist eine Zweierzelle, etwa acht Quadratmeter. Rechts zwei Feld-

betten übereinander, links eine Tafel mit mathematischen Formeln, daneben an der Wand zwei Gitarren. Auf einem Bord zwei Brillen. Am Zellenende in Augenhöhe ein vergittertes Fenster. Nr. 827 und Nr. 1026 sitzen auf dem oberen Feldbett und spielen



Zeichnung: Richter-Johnson



**Die Sternreporter konnten im KZ Libertad auch mit Gefangenen sprechen. Häftling Nr. 704 hat einen Menschen getötet. Die Strafe: 30 Jahre Haft und 15 Jahre Sicherungsverwahrung. Als der Gefangene bei dem Besuch sagte, sein Opfer sei Anführer einer der berühmtesten Todesschwadronen gewesen, brach der Sicherheitschef des Lagers das Gespräch ab. Häftling Nr. 704 zum STERN: »Es war eine politische Tat«**

206515

5

Auch bei der Arbeit herrscht Redeverbot. Es gibt wenig ablenkende Arbeit. Nur für den Lagerbedarf werden die Häftlinge eingesetzt, zum Beispiel auf dem Feld oder in der Küche. Nach dem Mittagessen, um zwölf Uhr, ist für eine Dreiviertelstunde Hof-

gang. Die Gefangenen müssen, wie bei jedem Gang außerhalb der Zellen, die Hände auf dem Rücken tragen. Der Oberkörper ist dann vornüber gebeugt.

Manchmal, während die Häftlinge Hofgang haben, üben die Soldaten Ausbruchsalarm. Auf ein Kommando hin müssen sich die Häftlinge auf den Boden werfen, Hände über den Kopf gefaltet — die Militärs feuern dann über ihren Köpfen Salven ab. Um neun Uhr gibt es Abendessen, um zehn Uhr ist Schlafenszeit. In vielen Nächten haben die Soldaten Schieß-

training. Am nächsten Tag steigt der Valium-Konsum.

Szene vier: Man werde uns einen Mörder zeigen, sagt der Sicherheitschef. Der sitze im zweiten Stock, der Etage der „Gefährlichen“. Wir fahren runter. Hier haben die Zellen ein Extra. In das Oberlicht über der Zellentür ist eine Lampe eingebaut, die ständig — auch nachts — das Innere der Zelle anstrahlt. Eine der Türen wird entriegelt, der Sicherheitschef postiert sich im Türrahmen. Nr. 704 nimmt Haltung an. Zu 30 Jahren Haft ist der Mann mit dem ernstesten Gesicht verurteilt. Daran anschließend 15 Jahre Sicherungsverwahrung. Fünf Jahre davon hat er bisher abgesessen. Der Mann ist 33 Jahre alt, verheiratet. Wir fragen ihn, wie er sich bei dieser Zukunft fühlt. „Als ein Mann“, sagt er, „als ein menschliches Wesen...“ Er unterbricht

den Satz, sagt nur noch: „Nun, physisch geht es mir gut.“

Wir wollen wissen, ob es stimmt, daß er — wie uns gesagt wurde — einen Kultusminister umgebracht habe. „Es stimmt“, sagt der Mann, „ich habe einen Menschen getötet. Er war kein Kultusminister. Er war der Chef einer Hochschule. Und er war der Anführer einer Todesschwadron.“ Todesschwadronen, das sind Killer-Kommandos, deren Fußvolk sich aus dienstfreien Polizisten und Soldaten rekrutiert und die gegen geringes Honorar geheime Lynchjustiz üben. In Brasilien wurde das zuerst praktiziert, dort begannen vor

Jahren die Feierabend-Mörder mit Jagd auf Kapitalverbrecher, später auch auf politische Gegner. Argentinien und Uruguay kopierten das brasilianische Modell (wie



STERN 6. April 1977 - 16

JRUNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Uruguays Präsident Mendez  
zum STERN:

## „Freie Wahlen würden Südamerika heute dem Kommunismus ausliefern“

übrigens auch die Folter).

Der Sicherheitschef bricht das Gespräch ab, schubst uns aus der Zelle. Nr. 704 sagt noch: „Es war kein gemeines Verbrechen, es war eine politische Tat.“

Hinter uns redet der Sicherheitschef mit gepreßter Stimme erregt auf den Wachoffizier ein. Wir gehen die Treppe hinunter, erreichen durch mehrere Schleusen das Freie. Die Sonne ist untergegangen.

Von unserem Standort aus, der nur eine Lagerhälfte überblicken läßt, zählen wir neun Wachtürme, die sich gegen den lilablauen Himmel abzeichnen. Eine Essenskarawane zieht an uns vorüber. Vorweg zwei Mann, die einen Suppenkessel tragen. Dann ein einzelner mit einer hohen, zerbeulten Blechdose in beiden Händen, in ihr ist Vitaminsaft. Dann ein schwerer Karren mit Essentrögen, zwei Mann stemmen sich in die Deichsel, vier schieben mit tief gebeugtem Oberkörper von hinten. Dann noch ein Karren, auf ihm stehen sechs Fässer mit Milch. Neben den Männern Soldaten mit Maschinengewehren und Knüppeln.

Vorn bei den sieben Baracken stehen Wachposten mit Schäferhunden. Die Türen der Baracken sind geöffnet, an ihrer rechten Innenwand ist etwas erhöht ein vergitterter Käfig erkennbar, eine Eisenleiter mit vier Stufen führt hinauf. So ähnlich sahen einmal in manchen

Tanzschuppen bei uns die Podeste der Go-Go-Girls aus. Hier steht in dem Käfig ein Soldat, die Maschinenpistole auf die 40 Barackenbewohner gerichtet. Wer in den Baracken lebt, sagt der Sicherheitschef, werde bald entlassen. Bald, fragen wir, wann? Na ja, vielleicht in zwei, drei Jahren.

Krächzend sucht ein einzelner Vogel in der verlöschenden Dämmerung sein Nest. Grillen zirpen. Aus dem Lagerlautsprecher plärrt Tangomusik. Die Räder der schweren Karren quietschen, zermahlen den Sandboden. Die Kannen scheppern. Requiem auf die einstige Schweiz Südamerikas.

Bis Ende der sechziger Jahre war Uruguay die Musterdemokratie Südamerikas gewesen: Seine Bürger hatten die größten persönlichen Freiheitsrechte, die perfekte Sozialversorgung (schon seit 1915 galten Acht-Stunden-Tag und 48-Stunden-Woche), ein unpolitisches Militär. Die Exportprodukte des Landes — Fleisch, Wolle, Häute — bescherten Uruguay in beiden Weltkriegen und während des Koreakrieges ständig wachsenden Reichtum.

Allerdings: Die herrschende Schicht der Großgrundbesitzer kümmerte sich nicht darum, Industrie ins Land zu holen, um die wirtschaftliche Basis Uruguays zu verbreitern. Sie verpulverte lieber das Geld — etwa für den Bau einer Prachtavenue aus rosa Basalt in Montevideo, die locker den Gegenwert von vier Fabriken kostete — oder, was noch schlimmer war, sie deponierte ihr Kapital im Ausland.

Der Zusammenbruch der Agrarpreise Ende der fünfziger Jahre und ständig steigende Preise für Importprodukte stürzten das Land in die Krise. Eine politische Linke bildete sich. Mit einem nationalistisch-sozialistischen Konzept wollte sie das Land retten: Vergesellschaftung von

Quelle:

Boden und Fabriken. Zurückdämmung des Einflusses internationaler, insbesondere amerikanischer Konzerne. Zur linken Szene gehörten seit Mitte sechziger Jahre

auch die Tupamaros (Stadtguerilla) — allerdings nur als Minderheit. Gegründet hatte sie der Jurastudent Raúl Sendic, der sich als Landarbeiter im Norden Uruguays verdingte und dort einen Hungermarsch der Zuckerrohrarbeiter nach Montevideo organisierte.

In den ersten Jahren hatten die Tupamaros die Unterstützung der Bevölkerung. Ein Hauch von Robin Hood umgab sie. Sie überfielen Banken und verteilten das Geld an die Armen, fuhren mit Lastwagen voll Brot in die Elendsquartiere. Sie kidnappten den Chef der Telefongesellschaft, der im Fernsehen die wirtschaftliche Not der Massen geleugnet und erklärt hatte, er komme mit 20 Dollar aus — zehn gingen für Miete ab, fünf für Verpflegung, fünf für Kleidung. Sie steckten ihn in eines ihrer „Volksgefängnisse“, filmten ihn beim Reinigen seiner Zelle. Dann besetzten sie während der Vorstellung ein Kino in Montevideo und spulten ihren Film ab. Als Ton lief mit: „Wir zahlen ihm 20 Dollar. Davon behalten wir zehn für Miete, fünf für Verpflegung, fünf für Kleidung.“

Die Aktionen der Tupamaros und die Reaktionen der Regierung setzten eine verhängnisvolle Eskalation von Gewalt in Gang. Die Tupamaros verspielten ihren Kredit, als sie immer militanter wurden. Wahllos ermordeten sie Polizisten, die als Wachen vor Amtsbauten standen.

Die Regierung rief 1971 die Armee zu Hilfe. Innerhalb von drei Monaten konnten die Militärs die ganze Tupamaro-Bewegung ausheben. Einer der Tupa-Gründer, Hector Amadio Perez, war mit sämtlichen Organisationsunterlagen übergelaufen.

206516





STERN 6. April 1977 - 16

GRUNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Die bürgerliche Regierung wurde die Geister nicht mehr los, die sie gerufen hatte. Die Armee blieb.

Im Februar 1973 putschte das Militär gegen den gewählten Präsidenten und erzwang die Aufnahme mehrerer Offiziere in die Regierung. Der Präsident, Juan Maria Bordaberry, durfte der besseren Auslandswirkung wegen im Amt bleiben. Die

Militärs hatten Blut geleckt. Jetzt richteten sich ihre Aktionen gegen alle, die sich der Alleinherrschaft der Generale nicht unterwarfen. Die Offiziere erstickten jedes politische Leben. Nur eines schafften sie nicht: besser zu regieren. Inflation und Arbeitslosigkeit erreichten jedes Jahr neue Rekordhöhen.

Vor der Fahrt nach Libertad besuchten wir Aparicio Mendez, seit September letzten Jahres von den Militärs als neuer Präsident eingesetzt. Mendez ist ein Mann von 72 Jahren. Er hat uns nicht viel zu sagen, weil er wenig zu sagen hat. Als er vor einigen Monaten in einem Interview mit der regierungsamtlichen Zeitung „la mañana“ etliche ausländische Staaten beschuldigte, Steigbügelhalter des Kommunismus zu sein, leugneten die uns Auslandsecho besorgten Militärs schlicht, daß dieses Interview stattgefunden habe. Die Zeitung mußte ein Dementi drucken, das Tonband mit dem Gespräch half ihr nichts.

Immerhin, Mendez, einst Professor für Verwaltungsrecht, bewundert im Gespräch mit uns die Bundesrepublik: „Die deutsche Notstandsgesetzgebung ist in unseren Augen die fortschrittlichste der Welt. Wir haben einige Elemente daraus übernommen.“ Und: „Mir scheint, daß Deutschland das einzige Land der Welt ist, das heute gegen den Terrorismus und die Subversion das exakteste

## Die Militärs lösten das Parlament auf, weil es keine Prozesse gegen subversive Abgeordnete zuließ

Uruguays Innenminister  
General Hugo Linares Brum  
zum STERN

Konzept hat.“ Dann erklärt uns Mendez die Blumen und Bäume im Park seines Amtssitzes. Er sagt zum Abschied: „Wenn Sie so wollen, bin ich auch ein politischer Gefangener.“ Sollte das kein Scherz sein?

Das war mittags. Jetzt ist es zwanzig nach sieben, seit mehr als zwei Stunden sind wir im Lager Libertad. Das Licht flammt auf, riesige Halogenlampen zerren die Dunkelheit vom Gefängnis-koloß.

Der Kommandant hat vor dem Abschied noch ein Anliegen. Er möchte uns den Raum zeigen, wo die Gefangenen Besuch empfangen dürfen, zweimal im Monat, 45 Minuten. „Sie können sich diese Zeit einteilen wie sie wollen“, sagt er, „etwa eine Minute für die Schwiegermutter und den Rest für die Frau.“ Der Kommandant lächelt.

Vor uns der Besuchsraum, unterteilt in fünf längliche Kabinen. Sie wirken wie abgeschnittene D-Zug-Gänge. Auf der einen Seite der Kabine sitzen die Gefangenen, auf der anderen die Besucher. Direkt miteinander reden aber können Gefangene und Besucher nicht, eine Glasscheibe trennt sie. Sie können nur über Telefone miteinander sprechen. Jedes Wort wird

Quelle:

mitgeschnitten (doch wo kommen wir her, daß wir uns darüber empören können?).

Eine Wandschrift gleich neben einer Alarmglocke mahnt: „Sprechen Sie langsam, ohne zu schreien. Sonst gefährden Sie Ihren Besuch und den der anderen.“

Zum Abschied darf eine kleine Klappe in der Scheibe geöffnet werden — Gefangener und Besucher dürfen für Sekundenbruchteile einen Kuß austauschen.

Nein, erklärt der Kommandant, Geistliche dürfen nicht nach Libertad. Zu Weihnachten allerdings könnten Gefangene und Angehörige ohne Trennscheibe für eine halbe Stunde zusammensitzen. Und wer von den Gefangenen Kinder habe, dürfe mit ihnen spielen. Auch ohne Trennscheibe. Der Kommandant hat uns vor die Tür begleitet, er zeigt nach links:

Wippschaukeln, Rutschbahn und Sandkasten sind in einem Gittergeviert erkennbar. Die Zeit, die ein Gefangener mit seinen Kindern spiele, sagt der Kommandant, gehe allerdings von der Zeit ab, die er für das Gespräch mit seinen anderen Angehörigen habe. 45 Minuten, zweimal im Monat.

Wir sagen auf Wiedersehen, versprechen, alles so zu schreiben, wie wir es gesehen haben. Wir werden wieder ausgeschleust, Gitter rücken, Schlösser rasseln, Türen schnappen. Jeder von uns dreien hat automatisch mitgezählt: Acht Sperranlagen müßte ein Gefangener überwinden, wollte er fliehen. Nimmt man seine Zellentür dazu, sind es neun.

Früher waren auch noch auf dem Dach des Hauptgebäudes MG-Nester eingerichtet. Und die Gefangenen mußten auf der linken Seite in Herzhöhe einen weißen Stoffetzen tragen, vorn und auf dem Rücken. Beides ist inzwischen abgeschafft. Aber noch immer ist der Luftraum über Libertad im Umkreis

206517



GRUNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

STERN 6. April 1977 - 16  
Quelle:

8

206518

von zehn Meilen Sperrgebiet.  
Ein verirrtes Sportflugzeug  
wurde erst vierzehn Tage vor  
unserem Besuch durch MG-  
Feuer zur Landung gezwun-  
gen. Die Zahl der Soldaten  
wollte der Kommandant nicht  
nennen: „Genug, um die  
Sicherheit zu gewährleisten.“

Es ist inzwischen tiefe  
Nacht. Graciella, unsere Dol-  
metscherin, ist merkwürdig  
still geworden. „Die Gefan-  
genen hatten so traurige  
Augen“, sagt sie. Wir fahren  
an den letzten Posten vorbei.  
Die Läufe ihrer Maschinen-  
pistolen zeigen auf uns.

Im nächsten STERN:

**Die Leidensge-  
schichte der Ana Ines  
Quadros: In Bonn war  
sie eine der hübschesten  
Diplomatentöchter.  
In Uruguay  
wurde sie als »Staats-  
feindin« eingesperrt  
und gefoltert**

Dokumentation:  
Jürgen Fischer,  
Sebastian Knauer



STERN 6. April 1977 - 16

GRUNER + JAHR AG & CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Quelle:

9

# Hinter Gittern

206519

Der Abflug aus Sao Paulo verzögerte sich. Elf Mann in Zivil baten die Sternreporter Peter Koch, Perry Kretz und Reimar Oltmanns in ein Nebenzimmer. Dort standen schon ihre Koffer. Fast zwei Stunden lang durchwühlten die elf, die sich als Angehörige der brasilianischen Bundespolizei vorgestellt hatten, Unterhosen, Socken und Anzüge. Die drei STERN-Leute konnten ruhig zusehen. Sie hatten in Brasilien Material über politische Gefangene gesammelt, die Unterlagen und Filme aber schon längst außer Landes geschleust. So mußten die elf Kontrolleure sich mit Telegrammen aus der Hamburger Redaktion, Briefen der Ehefrauen und einem Spanisch-Kursus auf Tonband zufriedengeben. »Senora, Senorita«, quäkte es durch den Raum. Die frustrierten Polizisten geleiteten die Reporter bis an die

Nur ein Foto war erlaubt: Es sollte belegen, daß den Sternreportern Perry Kretz, Peter Koch und Reimar Oltmanns tatsächlich von der Regierung in Uruguay erlaubt worden war, sich das Konzentrationslager Libertad anzusehen. Ein Lageroffizier drückte auf den Auslöser



Gangway, bildeten einen Halbkreis und warteten, bis die Flugzeugtür geschlossen war. Leichter wurde der Abschied aus Uruguay. Mit Genehmigung der Regierung waren die drei dort als erste Journalisten in das größte KZ Südamerikas gekommen, ein Lager namens Libertad. Der Pressechef des Regimes, Colonel Pedro Lopez, gab den Sternreportern für die Grenzbehörden ein Empfehlungsschreiben mit. Bei der Menschenrechtskommission in Genf sowie bei der Gefangenenhilfsorganisation amnesty international in Hamburg und London recherchierten derweil Jürgen Fischer und Sebastian Knauer. Die neue Serie »Die Würde des Menschen« beginnt auf Seite 58